

Khaled

Früher, als in Afghanistan noch alles in Ordnung war, habe ich in Kabul an der Universität Mathematik unterrichtet. Später, 1978, kam dann der Putsch der afghanischen Kommunisten, Ende 1979 der Einmarsch sowjetischer Truppen und dann der ganze weitere Niedergang Afghanistans in der Zeit seitdem. Damals gab es nur diese eine Universität im Land. Den Unterrichtsbetrieb muss man sich eher wie den an einer deutschen Oberschule vorstellen. Die Studenten besuchten „Klassen“. Auch was wir unterrichteten, war eher Schulstoff. Was darüber hinausging, hatte ich in Deutschland im ersten Studienjahr kennen gelernt. Es gab Vorlesungen und Übungen. In den Übungen gab ich Aufgaben, die die Schüler – pardon Studenten – selber lösten. Das war für die Studenten etwas vollkommen Neues. Bisher hatten ihnen die Dozenten immer etwas vorgetragen, was sie auswendig lernen sollten.

Einer meiner Studenten war Khaled. Er kam aus der Gegend nördlich von Ghazni und lebte, wie alle Studenten aus der Provinz, im Studentenheim. Er suchte Kontakt zu mir. Ich lud ihn zu uns nach Hause ein. Er kam und beklagte sich über das Essen in der Mensa. Das sei viel zu fett. „I have liver.“ klagte er. Tatsächlich wird in Afghanistan der Reis mit sehr viel tierischem Fett gekocht. Das macht den Reis wiederverwendbar. Für uns ist das gewöhnungsbedürftig. Khaled vertrug es nicht, sagte er. Wir kochten nicht fett. Er kam nun öfter zum Essen. Schließlich boten wir ihm an, in einem Raum in einem Nebengebäude bei uns zu wohnen, damit er öfter dem fetten Essen entfliehen könne. An einem Schreibtisch, der im ersten Stock im Flur unseres Hauses stand, könne er arbeiten und lernen. Tagsüber kam er öfter, aber er übernachtete nicht. Die Rücksicht auf seine Leber ging bei Khaled weit über das Vermeiden von Fett hinaus. Er trank nur Wasser und keinen Tee. Auch der Tee schade seiner Leber. Schließlich ließen wir ihn von einer deutschen Ärztin untersuchen, die nach Afghanistan geheiratet hatte. Die hatte an Khaleds Leber absolut nichts auszusetzten.

Als Khaled das zweite Mal zu uns zum Essen kam, begann er plötzlich hastig alle seine Klassenkameraden den existierenden politischen Parteien zuzuordnen. Damals gab es zwei moskau-hörige kommunistische Parteien. Es gab Maoisten, die in ein Chaos von Splitterparteien zerfielen. Und es gab islamische Gruppierungen. Verblüffend war: Fast jede Studentin und jeder Student gehörten zu einer Partei. Nur eine verheiratete Kommilitonin konnte

Khaled nicht einordnen. Er selber war ein strenger Moslem und hasste Kommunisten.

Wir hatten Khaled nicht nach der politischen Ausrichtung seiner Mitstudenten gefragt. Es widersprach der Auffassung, die ich von meinen Aufgaben in Afghanistan hatte. Afghanische Politik ging mich nichts an. Ich war Ausländer und hatte mich da rauszuhalten.

Natürlich unterhielt man sich trotzdem über afghanische Politik. Die Vorstellungen, die dabei von Studenten vertreten wurden, waren unglaublich naiv. In Deutschland hatte ich die munteren 68-er Jahre miterlebt. Was Aktivisten dieser Bewegung als Theorie ablieferten, war oft hanebüchen. Doch was ich Politisches von afghanischen Studenten hörte, unterbot alles, was ich in Deutschland erlebt hatte.

„Wenn unsere Partei an der Macht wäre, würde sie endlich etwas für die Bauern tun.“ – „Was wollt Ihr denn für die tun?“ – „Hast Du nicht gesehen, wie die leben und arbeiten? Das ist doch eine Quälerei.“ – „Ja, die haben es schwer. Aber wie willst Du ihnen helfen?“ – „Jeder Bauer muss einen Traktor bekommen.“ – „Und wo wollt Ihr die Traktoren hernehmen?“ – „Wir haben einen guten Mann. Der weiß, was zu tun ist. Der könnte Dir das erklären. Der muss an die Macht kommen.“

In Deutschland war es eine Minderheit der Studenten, die sich aktiv irgendwelchen Gruppierungen anschloss. Andere sympathisierten. Viele hatten nichts mit irgendeiner Richtung im Sinn. In Afghanistan waren alle Studenten Gefolgsleute irgendeiner Richtung.

Inzwischen ist mir klar, dass ich einen Teil des Wandels von der Stammesgesellschaft zu einer Klientel-Gesellschaft beobachtete. Die Mehrheit der Studenten kam vom Land, wo sie nach den Regeln ihres Stammes und ihrer Familien lebten. Als junger Bursche lernte man vom Vater, vom Onkel und vom Großvater, welche Position die eigene Familie innerhalb der Sippe und innerhalb des Clans einnahm – mit welcher anderen Familie man verfeindet war und auf wen man sich verlassen konnte. Junge Männer hatten schon an Versammlungen der Sippe und des Clans teilgenommen und kannten die Regeln, wer sich wie äußern durfte. Die Mädchen wurden in eine andere Familie verheiratet und hatten sich dort einzufügen. Wenn es zu Auseinandersetzungen mit anderen Sippen kam, standen Frauen und Mädchen loyal zu den „Ihren“. Männer und Frauen hatten über die Menschen ihres Lebensbereiches ein klares Urteil. Zu allen hatte man starke emotionale Beziehungen. Die einen liebte man oder sie waren einem sehr sympathisch. Andere hasste man und misstraute ihnen.

Begleiten wir einen Studenten aus der Provinz, zu seinem Studienbeginn nach Kabul! Dort zieht er in ein Studentenheim. In einem Zimmer leben zwölf Studenten in Stockbetten. Die Zimmergenossen kommen aus ganz anderen Gegenden. Mit vielen kann man sich kaum verständigen. Sie haben verschiedene Muttersprachen – Usbekisch, Dari oder Paschtu. Unser Neuling ist sehr allein. Gerne hätte er Sympathien für den einen oder anderen empfunden. Oder sollte man sie besser alle hassen?

Nach ein paar Tagen spricht ein älterer Student unseren Neuling an. Irgendwoher kommt der ihm bekannt vor. Richtig, der ist aus der gleichen Gegend. Unser Neuling hatte ihn vor Monaten von weitem auf einer Hochzeitsfeier gesehen. Der ältere Student erzählt, dass Afghanistan ein rückständiges Land sei. Wenn man sich dazu entschließen könne, den gleichen Weg wie die fortschrittliche, mächtige Sowjetunion zu gehen, könnten alle so modern und gut leben wie die Menschen in Russland oder in der usbekischen Sowjetrepublik. Das leuchtete ein. Doch für unseren Neuling ist es noch wichtiger, dass er nicht mehr ganz allein ist. Der Ältere nimmt ihn mit zu einer Gruppe von Studenten. Die behandeln ihn als einen der ihren. Sie sind sympathisch. Schnell lernt er, dass es andere Studenten gibt, die verquere Ansichten haben und denen man nicht trauen darf. Die starken Gefühle, die er in der Heimat für die Angehörigen anderer Familien und Sippen empfunden hatte, sie gelten jetzt den Anhängern der Gruppierungen an der Universität. Tiefe Sympathien empfindet er für die Freunde in der eigenen Partei. Misstrauen und Hass richten sich gegen politische Feinde.

Andere Neulinge werden von anderen angesprochen. Ein Mädchen steht dabei als die Dozentin, in deren Vorlesung sie war, nach dem Unterricht einer Gruppe von Studentinnen erklärt, dass der Islam erneuert werden müsse. Das, was die Mullahs den Leuten erzählen und vorleben, habe die Religion verdorben. Man müsse wieder so leben, wie der Prophet und seine Gefährten. Dann werde der Islam auch wieder stark und geachtet sein und man könne die Ungläubigen in die Schranken weisen und bekehren.

Es mag sein, dass der Übergang von einer Stammesgesellschaft in eine Klientelgesellschaft in anderen Lebensbereichen anders aussieht als an der Universität. Man denke an Arbeitskollegen in einer Behörde oder an Geschäftsleute! Aber vielen Studenten dürften so oder so ähnlich wie hier beschrieben, ihre politische Heimat gefunden haben. Wenn Studenten ihre Eltern in der Heimat besuchen, leben sie dort das Stammesleben, das sie von früher her kennen. Die Stammesgesellschaft und die Klientelgesellschaft

unterscheiden sich nicht sehr. Sie können nebeneinander und miteinander existieren.

Worum ging es Khaled, als er mir die politischen Abhängigkeiten seiner Kommilitonen aufzählte? Er bot sich mir damit als mein persönlicher Spion an. Viele Lehrer an afghanischen Schulen halten sich solch` einen Schüler. Der berichtet ihnen, was die anderen Schüler über ihn reden und wie es bei den anderen Kollegen im Unterricht zugeht. Dafür wird der Schüler mit guten Noten belohnt. Ich machte keinen Gebrauch von dieser Möglichkeit.

Khaled kam weiter zu uns, aß bei uns und klagte „I have liver.“ Manchmal kamen wir nach Hause und er saß am Schreibtisch im ersten Stock und lernte. Auch begleiteten wir ihn einige Male in seine Heimat, übernachteten dort und besuchten den nahe gelegenen Band-e-Mach-mud, einen Stausee, den der große Sultan Machmud von Ghazni vor tausend Jahren als Trink-wasser-Reservoir für seine prächtige Hauptstadt Ghazni angelegt hatte. Der Stausee war in den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts erweitert worden. Machmuds Staumauer war noch immer eindrucksvoll.

Damals kamen viele Touristen nach Afghanistan. Anne Marie, meine Frau, hatte ein deutsches Ehepaar kennen gelernt, das mit seinem VW-Bus aus Indien kam und sich auf dem Weg nach Hause befand.



Sie brauchten noch etwas afghanisches Geld, hatten aber nur große DM-Scheine bei sich. Anne Marie bot ihnen an, Scheine zu wechseln, und nahm die Landsleute mit in unser Haus. Dort stellte sie fest, dass von unserem Geld vieles fehlte – nicht nur DM, auch Dollars und pakistanische Rupien. Wütend beschuldigte sie Khodabakhsch, unseren Koch.

Wenn sie mit mir darüber gesprochen habe, werden wir ihn entlassen.

Das taten wir nicht. Anne Mariés Vorgehen vergab jede Möglichkeit, den Fall aufzuklären, sofern Khodabakhsch gestohlen hatte. Doch das schien unwahrscheinlich. Der gute Mann hatte schon zwei Jahre bei uns gearbeitet. Nie war etwas weggekommen, obwohl er genug Gelegenheiten hatte, etwas mitgehen zu lassen. Stattdessen schlossen wir Khodabakhsch in die weiteren Ermittlungen ein und vereinbarten, dass jeder Besucher sich in unserem Hause bewegen sollte wie bisher. Es kamen verschiedenste Gäste ins Haus. Auch brachte ich Assistenten von der Universität mit, die mit mir die Klausuren von Studenten durchgingen, die in Dari geschrieben waren. Neu war nur, dass wir jetzt vor und nach jedem Besuch das Geld zählten, das sich in meinem Schreibtisch in meinem Zimmer befand. Sogar die Registriernummern der Geldscheine schrieben wir auf. Und so hatten wir es bald raus: Es war Khaled. Na klar, von dessen Schreibtisch waren es zwei Schritte bis in mein Zimmer. Die Tür stand immer offen.

Ja, aber wie weiter? Ich wandte mich an den afghanischen Kollegen Prof. Kakar. Der fluchte über den falschen Frömmeler Khaled. Doch dann schüttelte er den Kopf. „Da ist kaum etwas zu machen. Wenn einer von den deutschen Kollegen von seinem Koch bestohlen wird, da helfe ich gerne. Damit kann man zur Polizei gehen. Ich bin seit dreißig Jahren im Dienst. Kein einziger Student hat in dieser Zeit mein Haus betreten. Sie meinen es gut. Sie wollen etwas über ihre Studenten erfahren, wie die leben, unter welchen Bedingungen die lernen. Ich verstehe das schon. Aber genau das ist hier das Problem. Khaled spricht Paschtu und die Polizisten vermutlich auch. Sie verstehen nicht, worüber die miteinander reden. Khaled kann die Polizisten bestechen. Er hat ja das Geld, das er Ihnen gestohlen hat. Und auf einmal stecken Sie in einem ganz anderen Fall. Man wird Ihnen vorwerfen, Sie laden Studenten zu sich ein, um Spionage zu betreiben. Also, gehen Sie nicht zur Polizei! Auch ich werde nicht mit Ihnen dorthin gehen. Wenn Sie wollen, rede ich auf Khaled ein. Wir seien doch beide Moslems und müssten uns an die Gebote halten. Aber viel verspreche ich mir davon nicht.“

Wir hatten einen anderen Ausweg. Für den brauchten wir keine neue Idee. Wir machten einfach so weiter wie bisher. Wir warteten ab, bis Khaled uns noch einmal auf den Leim ging.

Wir hatten eine Swat-Truhe erworben. Solche Holztruhen wurden im Swat-Tal, im Norden Pakistans, hergestellt. Man kann sie auseinandernehmen und zusammensetzen. Es müssen nur Holzteile richtig ineinandergesteckt werden. Auf der Vorderseite von Swat-Truhen sind wunderschöne Muster tief eingeschnitzt. Da es in Kabul eine große Kolonie von Ausländern gab, wurden zahlreiche Swat-Truhen nach Kabul geschafft. Dort standen sie in Handelshöfen herum. Man konnte sie zu erschwinglichen Preisen erwerben. Solche Truhen mussten zunächst vorsichtig gereinigt und dann mit Bohnerwachs eingerieben werden. Diese Arbeiten dauerten einige Tage. Ein Bruder von Khodabakhsch führte sie auf der Veranda durch. Vom großen Ess- und Wohnzimmer führte eine Tür auf die Veranda. Wir stellten einen Blumentopf mit einem großen Kaktus vor die Verandatür. So war der Fluchtweg vom Wohnzimmer über die Veranda hinreichend gesichert.

Khodabakhsch rief mich in der Universität an. Khaled sei wieder da. Ich eilte nach Hause. Khaled kam bereits von seinem Arbeitsplatz zum Essen ins Wohnzimmer runter. Ich eilte noch schnell an meinen Schreibtisch und stellte fest, wieviel Geld abermals entnommen worden war. Dann traten Khodabakhsch und ich durch die einzig nicht verbarrikadierte Tür ins Eßzimmer und bauten uns neben dem dort sitzenden Khaled auf. Ich sagte ihm, welche Beträge an DM, Rupies und Dollars er in seinen Taschen habe. Er machte nur einen kurzen Versuch, das abzuleugnen. Als wir andeuteten, dass wir das genannte Geld mit Gewalt aus seinen Taschen holen könnten, gab er auf und gab alles zu.

Wir übergaben ihm eine Liste allen Geldes, das er bisher gestohlen hatte. Er unterschrieb ein Geständnis in mehrfacher Ausfertigung, in dem er zugab, diese Beträge gestohlen zu haben und versprach sie zurück zu zahlen. Wir versprachen, ihm alle Papiere mit den Geständnissen zu überlassen, sobald wir alles Geld zurückerhalten hätten. Ich kündigte an, eins der Geständnisse sofort an einen Freund in Deutschland zu schicken. Auch dieses Geständnis werde er dann zurückbekommen – allerdings mit einer gewissen Verzögerung wegen des Postversands.

Die Verschickung nach Deutschland führten wir nicht durch. Der Glaube daran sollte Khaled davon abhalten, sich der Schuldscheine mit Gewalt zu bemächtigen.

Khaled brauchte vielleicht zwei Monate. Dann hatte er alles zurückgezahlt. Er beklagte sich, dass wir von ihm mehr Dollars zurückverlangten, als er gestohlen habe, sah aber ein, dass sich bei solchen Geschäften gewisse Fehler einschlichen und unter den gegebenen Umständen zu seinen Lasten gingen.

Sein Studium hat Khaled erfolgreich zu Ende geführt, ohne dass die Geschichte über ihn bekannt wurde. Knapp fünfzehn Jahre später habe ich für ein Hilfsprogramm für Afghanen im pakistanischen Peschawar gearbeitet. Da bin ich Khaled oft begegnet. Er arbeitete dort an einer Oberschule für afghanische Flüchtlinge und wurde als guter Lehrer gelobt und geachtet.